

Drum wähle, wer sich lange bindet

Universitäten sollten ihre Studenten selbst aussuchen. Das Abitur besagt zu wenig über ihre Eignung für spezielle Studiengänge / VON WOLFGANG A. HERRMANN

Das Abitur, eine Errungenschaft des preußischen Kulturstaats, verkommt zunehmend zu einem Hochschuleintrittsbillet von zweifelhaftem Wert. Die Universitäten müssen Abiturienten aufnehmen, die nicht zu ihnen passen – viele Studenten landen in Hochschulen, in denen sie nie einen Abschluss machen werden. Realitätsferne Bestimmungen legen die Zahl der Studienplätze fest, die Universitäten in einzelnen Fächern anbieten müssen. Diese bundeseinheitlichen Kapazitätsverordnungen berücksichtigen weder die sehr unterschiedlichen Profile der Hochschulen noch die daraus erwachsenden Anforderungen an die Studenten. Dadurch wird zusammengezwängt, was oft nicht zusammengehört. Bis beide Seiten dies merken, vergehen häufig einige Semester. Niemand darf sich deshalb wundern, wenn in Deutschland – je nach Fach unterschiedlich – etwa jeder dritte Studierende bereits weit vor dem Examen scheitert und sein Studium abbricht.

Akademische Berufsbilder sind heute hoch differenziert: Finanzmathematik, Mechatronik, Medizintechnik, Molekulare Biotechnologie, technische Betriebswirtschaftslehre – Beispiele für Studienangebote mit spezifischem Profil an der Technischen Universität München. Sie setzen besondere Begabungen und Interessen voraus. Je weiter Studienfächer von Schulfächern abweichen und je spezialisierter sie sind, umso mehr muss Klarheit über die zugehörigen Begabungen des Studienanfängers bestehen. So muss der Informatiker komplexe Strukturen rasch erkennen und verarbeiten können. Hierfür gibt es, etwa an der Stanford University, erprobte Testmethoden. Der technische Betriebswirt braucht kaufmännisches Talent ebenso wie die Befähigung, naturwissenschaftlich-technische Zusammenhänge zu durchblicken. Ein zweifacher Anspruch, der bereits zu Studienbeginn klar sein muss.

Immer stärker unterscheiden sich zudem die Studiengänge von Universität zu Universität. Die eine Hochschule bietet in der Biochemie ein besonders forschungsnahes Studium, die andere spricht eher vielseitige Generalisten an, die dem Bachelor-Studium im Basisfach Biochemie später vielleicht einen Master of Business Administration (MBA) hinzufügen möchten. Die wachsende Differenziertheit und Vielseitigkeit erfordert Stimmigkeit – die das Abitur längst nicht mehr gewährleistet. Wenn landauf, landab hohe Abbrucherquoten und lange Studienzeiten beklagt werden, dann liegen die Ursachen weniger bei unfähigen Lehrern, „faulen Professoren“ und unbegabten Studenten, vielmehr liegt ein zentrales Problem darin, dass jede Abiturprüfung, egal wie und wo bestanden, zum Studium ad libitum autorisiert.

Wie konnten wir es jahrzehntelang zulassen, dass der Andrang zum Medizinstudium über den Abiturdurchschnitt und einen reichlich theoretischen „Mediziner-Test“ gesteuert wurde, während die Haltung des angehenden Arztes zum Kranken und zum medizinischen Fortschritt nicht oder allenfalls am Rande interessierte? Warum qualifiziert sich ein abgewiesener Medizinstudent durch bloße „Wartezeiten“ für einen Studienplatz? Ebenso lohnend erscheint der kritische Blick auf das deutsche Massenfach Jura: Weit entfernt von der „einzigartigen Schule“, wie Karl Jaspers die Universität anno 1946 haben wollte, humpeln heute 70 Prozent der angehenden Rechtswissenschaftler auf den goldenen Krücken der Paukurse durchs Examen, bei hohen Wiederholungs- und Ausfallraten. Freier Zugang zum Jurastudium, aber strenge Auswahl der Rechtspfleger im gehobenen Dienst: Das System ist auch in sich nicht stimmig.

Die deutschen Universitäten werden im globalen Wettbewerb nur eine Chance haben, wenn ihre Lehr- und Forschungsangebote mit den Begabungen und Interessen der Studenten zusammenpassen. Dafür benötigen die Hochschulen ein Auswahlverfahren, das allgemeine und spezielle Fähigkeiten eines Bewerbers berücksichtigt.

Ist seine bestandene „Reifeprüfung“ alles, was er zu bieten hat, oder spricht die persönliche Vita mehr für Zielstrebigkeit und Originalität als die Schulnoten? Kann der Studienbewerber außerschulische Leistungen aufweisen, etwa als Trainer der Jugendmannschaft oder als ehrenamtlicher Krankenpfleger? Gibt es individuelle Gründe, die das mittelprächtige Abitur erklären und dennoch ein erfolgreiches Studium erwarten lassen? Geht dem Studium eine abgeschlossene Berufsausbildung voraus? Abitur im Abendgymnasium? Ein Preis bei „Jugend forscht“? Derartige Qualitäten könnten bessere Kriterien für den Studienerfolg sein als das Einserabitur.

Eine gewissenhafte Suche nach den passenden Studenten halte ich für das entscheidende Qualitäts- und Wettbewerbselement der Universität von morgen. Nach unserer Erfahrung an der TU München ist der Aufwand hoch, doch die Investition lohnt sich. Zeugnisse, Bewerbungsschreiben, Empfehlungen und sonstige Unterlagen aufmerksam studieren, persönliche Gespräche führen – das kostet Zeit, die durch bessere Studienerfolge, weniger Prüfungswiederholungen und eine geringere Nachzüglerbetreuung wieder hereinkommt. Durch ein Auswahlverfahren fühlt sich der Student frühzeitig von seiner Universität wahrgenommen und ernst genommen, Grundvoraussetzung jeder Corporate Identity. Wer sich um die Studienanfänger nicht kümmert, darf sich nicht wundern, wenn daraus keine treuen Alumni werden.



Foto: Christian Lehsten/Jarigum

Wolfgang Herrmann

ist Präsident der TU München. Er kritisiert das heutige Verfahren der Vergabe von Studienplätzen als ineffizient und ungerecht

Vielfach ist der Vorschlag zu hören, man solle doch alle Interessenten ohne genaueres Hinsehen aufnehmen, um die Überzähligen alsbald wieder hinauszuprüfen. Erstens funktioniert diese denkbar grobe Methode in der Praxis nicht. Zweitens lässt sich Studienerfolg bereits nach 12 oder 13 Schuljahren prognostizieren, während wirkliche „Spätzünder“ selten sind. Und drittens nimmt ein „Hinausprüfen“ auf das persönliche Entfaltungspotenzial des Studenten keine Rücksicht, da es zu-

meist von einzelnen Dozenten und nach rein fachlichen Kriterien vorgenommen wird.

Erwägenswert scheint der Vorschlag, ein Orientierungsjahr einzuführen, in dem der Student seine Eignung für das Studium beweisen kann. Das setzt allerdings voraus, dass die Schulzeit verkürzt und das Gymnasium von Grund auf inhaltlich reformiert wird. Auch mit einem Orientierungsjahr bleibt die Eignungsfeststellung von Vorteil für den Einzelnen und für das Bildungssystem im Ganzen. Denn Fehlentscheidungen kosten die Studenten wertvolle Lebenszeit, die Universitäten leiden unter Fehlnutzung ihrer Ressourcen.

Wir Professoren müssen uns den Vorwurf gefallen lassen, die Mitwirkung an der Suche nach bestgeeigneten Studenten nicht vehement eingefordert zu haben. Unsere politische Sprachlosigkeit ist alles andere als rühmlich. Indem wir uns vor individuellen Zulassungsentscheidungen drücken (müssen), werden wir unserem akademischen Nachwuchs nicht gerecht. Mehr noch: Chancengerechtigkeit im Bildungswesen besteht nicht darin, „dass man alle auf dasselbe Niveau drückt“ (Heinz Maier-Leibnitz), sondern dass man Unterschiede bewusst zulässt und sich auf sie einlässt. Erst aus Unterschieden entsteht Wettbewerb.

Und was wird aus dem Abitur und dem deutschen Gymnasium, wenn die Universitäten in Zukunft ihre Studenten selbst auswählen? Beide gewinnen an Wert. Endlich kommen sie dorthin, wo sie hingehören: in den föderalen Leistungsvergleich. Bald wird sich zeigen, in welchen Schulen und Bundesländern die bestgeeigneten Abiturienten ausgebildet werden. Formieren wird sich dann eine „Bundesliga Gymnasium“. Dort werden die Universitäten nach ihren Studenten suchen.

Zeit J. 1.